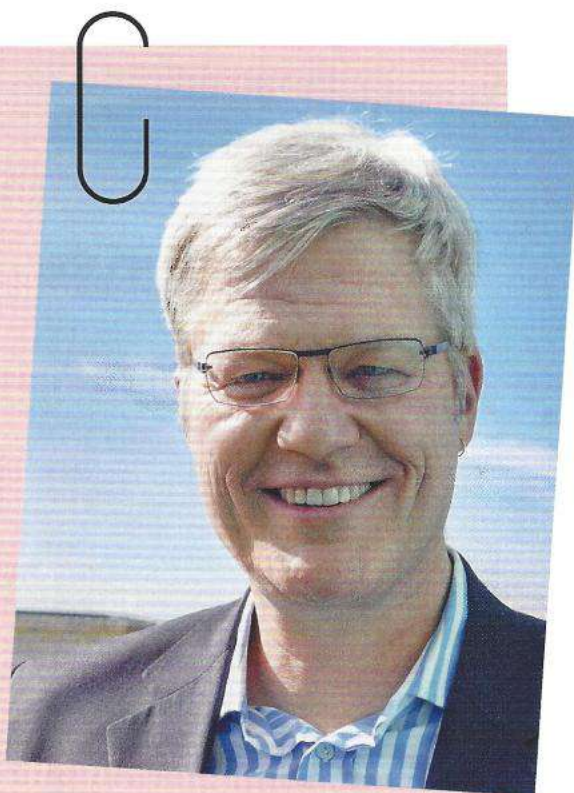


NAME	PHILIPP SATTLER
BERUF	LANDSCHAFTSARCHITEKT
GESCHÄFTSFÜHRUNG	DIE GRÜNE STADT

Philipp Sattler ist Dipl.-Ing. Landschaftsarchitekt und lebt in Berlin. Nach einer Gärtnerlehre in München studierte er Landschaftsarchitektur an der Technischen Universität Berlin und der École Nationale Supérieure du Paysage in Versailles. Seit 2001 arbeitet er selbstständig, war Gastprofessor unter anderem in Kassel und am IMED in Catanzaro und ist Vorsitzender der DGGL Berlin-Brandenburg sowie im erweiterten Vorstand des bdla Berlin/Brandenburg. Seit 2019 leitet er die Stiftung Die Grüne Stadt, seit 2020 zudem das „Initiativbündnis Historische Gärten im Klimawandel“.



**„DENKT NICHT
MEHR IN SILOS –
VERNETZT EUCH!“**

Wie hat sich Landschaftsarchitektur von mineralischen Plätzen der 1990er-Jahre zu klimaresilienten, sozial gerechten Stadträumen entwickelt – und welche Rolle spielen Stiftungen und Netzwerke dabei? Im Gespräch erzählt Philipp Sattler von den „Wellenbewegungen“ der Profession, historischen Leitbildern, neuen Allianzen zwischen Forschung, Praxis und Zivilgesellschaft und der Frage, wie die Landschaftsarchitektur künftig deutlicher als politische Akteurin in der Stadtentwicklung auftreten kann.

INTERVIEW: KATHARINA KOHRING

Wenn Sie auf Ihre berufliche Laufbahn zurückblicken: Wie hat sich das Verständnis von Landschaftsarchitektur seit Ihren Anfängen verändert – und welche prägenden Entwicklungen haben die Profession bis heute bestimmt?

Das Ganze kann man im Prinzip mit einer Wellenbewegung beschreiben: Anfang der 90er-Jahre, kurz nach der Wende, lag der Fokus stark auf Stadtentwicklung und Stadtgestaltung, beeinflusst von politischen Themen und internationalen Beispielen wie Barcelona oder den Niederlanden, die sehr viel mit mineralischen Plätzen gearbeitet haben. Ökologische Projekte wie der Block-6- und das Hofbeegrünungsprogramm in Berlin hatten dagegen bereits in den 80er-Jahren Bedeutung, waren aber noch nicht unter den Schlagworten von Nachhaltigkeit, Biodiversität oder Schwammstadt relevant. Zu meiner Studienzeit spielten Pflanzen kaum eine Rolle, es ging in erster Linie um die Gestaltung von öffentlichem Raum und um das Politische. Auch in meinem Studium in Versailles ging es eher um Themen wie Befestigung und Nutzbarmachung – Wasserkreislauf, Bodenschutz, Biodiversität und Pflanzenausstattung waren weit hinten angesiedelt. Auch Urban Gardening kam erst deutlich später auf. Es gab zwar bereits Interesse für Kleingärten, die waren aber meist stark reglementiert, hatten ein spießiges Image und waren für die Stadtplanung eher ein Randthema. Auf stadtplanerischer Ebene spielten Begriffe wie Frischluft- oder Kaltluftschneisen eine Rolle. Mein erstes Büroprojekt mit Norbert Muggenburg und Stefan Bernard, der Bonifatius-Park in Frankfurt, fokussierte

sich vorrangig auf Wegeverbindungen und Aufenthaltsbereiche. Heute wird von der Stadt überlegt, den Park klimaresilient nachzujustieren, da viele befestigte Flächen vorhanden sind.

Eine zweite Welle, Ende der 90er-Jahre, brachte wieder ökologische Aspekte in die Landschaftsarchitektur ein, ohne jedoch Klimaresilienz zu thematisieren. Heute muss es eindeutig um Entsiegelung, Beschattung, Begegnungsräume und lebenswerte Orte gehen, vor allem angesichts von Hitze und Starkregen. Auch die Frage der Umweltgerechtigkeit ist zentral, da die Lebensqualität in einkommensschwächeren Quartieren oft viel geringer ist.

Welche historischen Leitbilder der Landschaftsarchitektur erscheinen Ihnen heute besonders relevant – etwa im Umgang mit Stadtgrün, öffentlichen Räumen oder den Beziehungen zwischen Mensch und Natur?

Besonders spannend finde ich die Ansätze Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts, die Urbanisierung mit Qualität in Grünräumen verbinden. Martin Wagner oder Leberecht Migge zeigten, dass Grün auch sanitäre Funktionen haben kann und die Gesundheit der Stadtbevölkerung beeinflusst. Heute geht es nicht nur um Quantität, sondern Qualität der Grünflächen – Stichwort dreifache Innenentwicklung. Diese ist besonders wichtig bei Themen wie Nachverdichtung, denn diese hat zur Folge, dass Freiraum von Wohnraum verdrängt wird. Die Leitbilder stammen eher aus der Zeit der Industrialisierung, als freie Flächen verteidigt werden

mussten – dasselbe gilt für die sogenannte „freie Landschaft“, also die Natur- und Kulturlandschaft außerhalb geschlossener Siedlungsgebiete wie Wälder und Gewässer, die es meiner Meinung nach praktisch kaum mehr gibt. Man muss versuchen, die Flächenversiegelungsziele endlich zu erreichen und nicht immer nur davon zu sprechen.

Wie hat Ihre Tätigkeit bei der Grünen Stadt Ihr eigenes Verständnis von Biodiversität, klimaresilienten Freiräumen und naturbasierter Stadtentwicklung weiterentwickelt?

Es gibt diese sehr schöne Aussage, dass man nicht mehr in Silos denken und sich stattdessen vernetzen soll. Dadurch, dass ich als Geschäftsführer für die Grüne Stadt tätig bin, habe ich einen sehr viel breiteren Blick auf viele räumliche, soziale oder ökologische Phänomene – Interessensbereiche, die bei mir als Landschaftsarchitekt von jeher vorhanden waren. Aber jetzt sehe ich natürlich auch, dass es eine ganze grüne Branche mit sehr vielen verschiedenen Playern gibt, die alle Partikularinteressen haben. Diese Interessen können nur umgesetzt werden, wenn man gemeinsame Ziele und Kooperationen findet.

Die Grüne Stadt bringt unterschiedliche Akteur*innen zusammen – Landschaftsarchitekt*innen, Pflanzenproduzent*innen, Garten- und Landschaftsbauer*innen –, um Kooperationen und gemeinsame Ziele zu ermöglichen. Ein großes Thema ist auch die Unterhaltung von Grünflächen, von der Gestaltung bis zur Pflege – ein Thema, das oft vernachlässigt wird.

Ich habe dadurch viele neue Perspektiven gewonnen.

Die Stiftung arbeitet an der Schnittstelle zwischen Forschung, Praxis und Vermittlung. Welche konkreten Beiträge leistet „Die Grüne Stadt“ heute, um naturbasierte Lösungen dauerhaft in der urbanen Planung zu verankern?

Wir kooperieren seit gut einem Jahr etwa mit Airbnb, um Projekte wie „Coole Orte“ in Hamburg und München zu realisieren. Tatsächlich handelt es sich hierbei um das erste konkrete Kooperationsprojekt, bei dem wir Stadtoberfläche oder Stadtraum aktiv mitverändern. Der größte Teil unserer Arbeit umfasst allerdings die Wissenstransferfunktion und die Vernetzung, weshalb ich auch viele Moderationen und Vorträge gestalte – zunehmend auch im europäischen Ausland, weil ich das Gefühl habe, dass die Probleme, wie wir sie hier bei uns in Deutschland vorfinden, nicht an den Grenzen Halt machen.

Dabei stelle ich fest, dass andere Länder oftmals schneller zu sein scheinen, was die Reaktion auf den Klimawandel und die damit einhergehende Anpassung angeht. Der Leidensdruck scheint hier manchmal noch nicht groß genug zu sein. Deutschland könnte schneller umsteuern, wie Beispiele aus Paris oder den Niederlanden zeigen, etwa durch autofreie Schulbereiche oder radikale Verkehrsumbauten.

Insgesamt wollen wir den verschiedenen Akteur*innen in unserem Kuratorium eine Plattform bieten, auf der Dinge ausdiskutiert werden können. In nächster Zeit möchten wir auch verstärkt den Austausch mit Kommunen suchen, denn gerade bei der Umsetzung und Unterhaltung von Projekten kommen häufig die Probleme auf.

In vielen Kommunen wächst das Bewusstsein für klimaangepasste Freiräume. Wo sehen Sie aktuell die größten Chancen, an frühere Stärken der Landschaftsarchitektur anzuknüpfen – und mit welchen neuen Methoden und Kooperationen sollte die Profession in Zukunft arbeiten?

Eines meiner Lieblingszitate stammt von Christophe Girot, der mich in Versailles unterrichtete: „Ich bin kein Objektplaner, sondern ich plane immer Zusammenhänge.“ Ich denke, dass die große Chance der Landschaftsarchitektur darin besteht, Zusammenhänge und Kontinua zu sehen und nicht immer nur den eigenen Ort vor Augen zu haben. In so einem Prozess müssen automatisch viel mehr Menschen

miteinbezogen werden, deshalb glaube ich auch, dass das Thema Partizipation eine wichtige Rolle spielt. Man muss die Menschen, die beteiligt oder betroffen sind oder auf irgendeine Weise vom Projekt profitieren, ernst nehmen. Dieser Ansatz stammt in Zügen noch aus den 70er-Jahren. Die Kunst besteht darin, einen öffentlichen Raum sowohl stabil als auch attraktiv zu gestalten – es funktioniert eben nicht, wenn einfach nur additiv Elemente aneinandergereiht werden, es muss immer eine Komposition bleiben. Dasselbe gilt auch für die ökologischen Ansätze und Nachhaltigkeitsthemen. Im Bild des Gartens haben diese Aspekte ja schon immer eine Rolle gespielt – man hat versucht, nichts wegzuerwerfen und den eigenen Boden zu vermehren. Zum Teil wurden auch eigene Lebensmittel angebaut, trotzdem ergab sich in der Summe ein ästhetisches Bild, wie zum Beispiel im Bauerngarten: sowohl nützlich als auch schön.

Gleichzeitig gibt es strukturelle Hemmnisse: Flächenknappheit, politische Wechsel, ökonomischer Druck. Was müsste die Profession verändern, damit sie nicht nur auf Krisen reagiert, sondern die Stadtentwicklung aktiv mitgestaltet?

An dieser Stelle würde ich gerne Stephan Lenzen, Präsident des bdla, zitieren: „Werdet politisch!“ Ich denke, es ist eine Illusion zu meinen, dass man als Landschaftsarchitekt*in eine Art Künstlerexistenz führt, die sich an einem Ort ausdrückt, und alle Probleme lösen sich in Folge wie von selbst. Ich bin der Meinung, dass es sich bei allem um politische Prozesse handelt, sowohl bei den Vorstellungen der Ideen als auch beim Durchsetzen der eigenen Entwurfsideen, der strukturellen Organisation der Umsetzung und im Anschluss der Unterhaltung. Dazu muss man auch noch in der Lage sein, so gut kommunizieren zu können, dass man möglichst alle Menschen in sämtlichen Planungsabschnitten für sich gewinnen kann.

Dass es unglaublich viele Regelungen und eine teils äußerst träge Verwaltungs- und Behördenstruktur gibt, kommt noch dazu, doch das sollte einem eigentlich von Beginn an klar sein. Auch fließen die Gelder nicht mehr so leicht, weshalb es nicht schadet, wenn man sich mit Fördermöglichkeiten auseinandersetzt, denn häufig fehlt bei den Bauherr*innen oder der Verwaltung die Kenntnis darüber. Wenn ein*e Planer*in also so etwas mitbringen kann, hat er oder sie auf jeden Fall einen Vorteil.

Und ich glaube, man braucht schlichtweg einen langen Atem. Man muss sich daran gewöhnen, dass Prozesse in kommunalen oder regionalen Umsetzungsszenarien einfach immer Zeit brauchen – Demokratie ist eben mühsam. Das alles ist der Preis dafür, für die Öffentlichkeit aktiv zu sein. Dieses Bild vom genialen und souveränen Landschaftsarchitekten, wie Le Nôtre oder Lenné, kann heute in der Form nicht mehr existieren. Wenn man sich allerdings die geschichtlichen Begleitsituationen dazu vorstellt, muss man sagen: Zum Glück sind diese Zeiten vorbei!

Reicht das heutige Engagement von Politik, Verwaltungen und Planungsbüros aus, um Städte wirklich klimaresilient und sozial gerecht zu transformieren?

Nicht immer. Man sieht es jetzt am Bau-turbo oder daran, wie die Bundesregierung sich mit größeren Problemen befasst und dass Klimaanpassung, Resilienz oder Stadttransformationen nicht unbedingt an erster Stelle stehen, weil Themen wie Wohnungsbau oder klassischer Verkehr – sprich Autobahnen und Pkws – als wichtiger gelten. Insofern wünscht man sich mehr Unterstützung auf der großen Ebene, nicht nur punktuell wie bei COP 30 in Belém. Andererseits gibt es Chancen durch das Wiederherstellungsgesetz der Natur, den immer noch relativ großen Fördertopf des Klima- und Transformationsfonds und dass Städte mit engagierten Teams vorangehen – Leipzig ist da ein gutes Beispiel.

Zudem zeigt sich etwa am Berliner Baumentscheid, wie wichtig die Mobilisierung der Öffentlichkeit ist: Auf einmal geht alles sehr schnell, auch wenn die Umsetzung noch kompliziert genug wird.

Gleichzeitig verdünnen sich Ausschreibungs- und Wettbewerbsverfahren, es gibt eher weniger Chancen für junge Landschaftsarchitekt*innen. Dabei wären frische Ideen wichtig, da Jüngere mit anderen Realitäten und Prozessen umgehen und ihre Zukunft vor Augen haben. Wenn Ausbildungsplätze abnehmen und Studiengänge beschnitten werden, stellt sich die Frage, wie stark sich die Landschaftsarchitektur als Lobby bemerkbar machen kann, um nicht gegenüber Stadtplanung oder Hochbau an den Rand gedrängt zu werden.

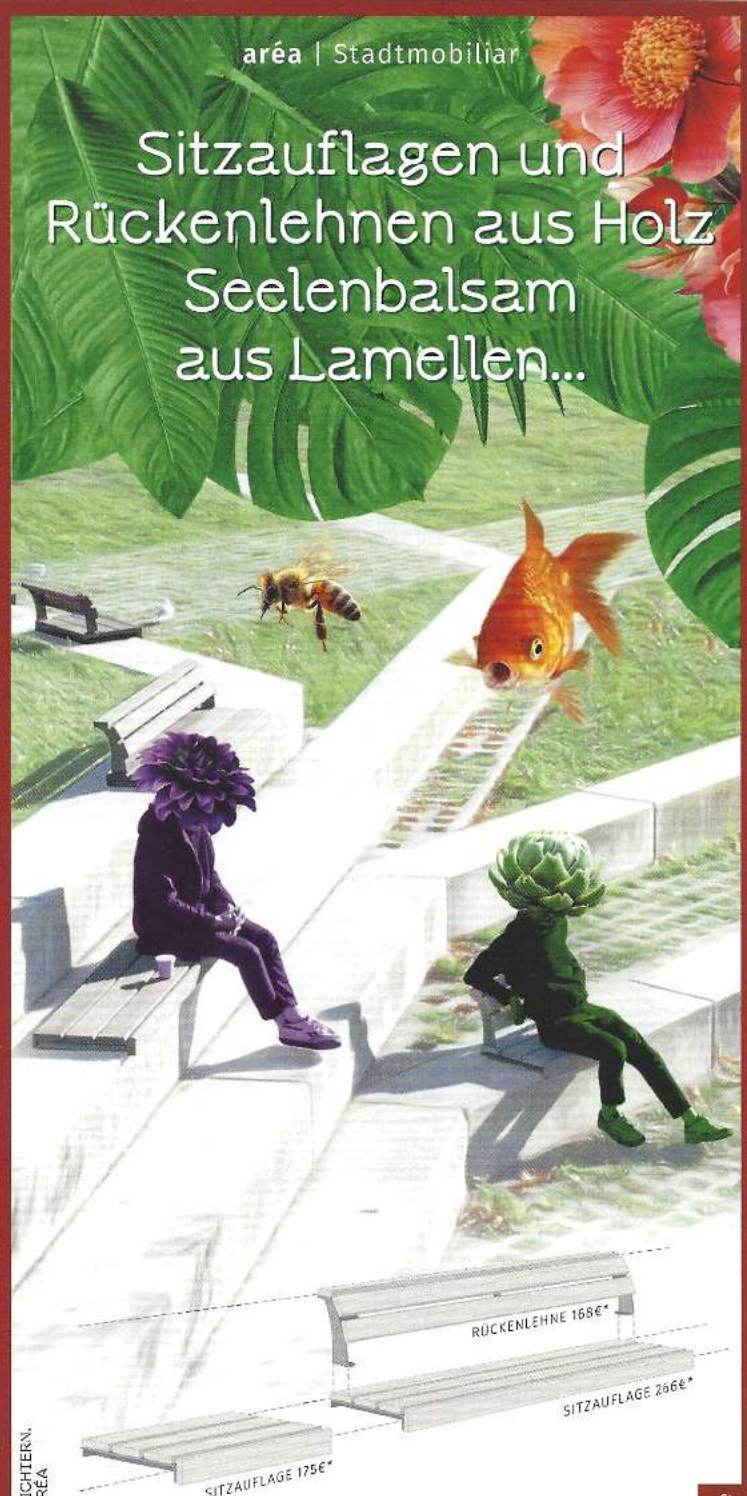
Reicht der aktuelle Einsatz der Landschaftsarchitektur – und auch der Stiftungen wie „Die Grüne Stadt“ – wirklich aus, um den ökologischen Kippunkten

Sitzauflagen und Rückenlehnen aus Holz Seelenbalsam aus Lamellen...

unserer Zeit etwas entgegenzusetzen?
Oder braucht die Profession insgesamt
ein deutlich mutigeres Selbstverständnis,
das Konflikte nicht scheut und politische
Räume offensiver einfordert, als es ihre
Tradition bislang vorsieht?

Ich sage aus professionellem Optimismus:
Unser Einfluss ist da, aber er müsste deut-
lich größer werden. Als Stiftung haben wir
– anders als rein berufsständische Vertre-
terungen – durch unseren Gemeinnützig-
keitsstatus die Möglichkeit, anders auf
Städte zuzugehen. Das hat sich bei den
„Coolen Orten für Hamburg“ gezeigt:
Wäre nur der Garten- und Landschafts-
bauverband gekommen, hätten viele in
Hamburg vielleicht gedacht, man wolle
ihnen etwas verkaufen. Diese Offenheit ist
unsere Chance, auch wenn eine Stiftung
viel Geld kostet und letztlich auch im
Interesse der grünen Berufsverbände ar-
beitet, sichtbar zu werden.

Gleichzeitig merken wir im Vergleich zu
Aktionen wie dem Baumentscheid, dass
wir auf der ganz großen Bühne noch zu
wenig spürbar sind. Aber daraus lernen
wir, wie wir uns mit unseren begrenzten
Ressourcen behaupten können. Oft funk-
tioniert das über die direkte Vernetzung
mit Entscheidungsträger*innen. Wenn wir
Menschen an einen Tisch bringen, die sich
bisher nur vom Bildschirm kannten, ent-
steht Vertrauen – ein zentraler Faktor in
der aktuellen Stadt- und Transformations-
politik. Eine Institution, die nicht nur für
eine Idee kämpft, sondern den gemein-
samen Nenner sucht, kann dieses Ver-
trauen leichter aufbauen.



MAJERAUFL. AGEN ATL. ANTIQUE: IN ZWEIFELLEMENTEN KONZIPERT, UM DIE WARTUNG ZU ERLEICHTERN.
RICHTIGER PREIS FEUERVERZINKT & KIEFERNHOLZ. © E. GELONDRADE. FOTONACH WEIS AREA

...Wie eine zarte
pflanzliche Berührung
des Steinernen.

Die Atlantique Sitzauflagen und
Rückenlehnen aus Holz nehmen
die minimalistische Schönheit der
Betonmauern auf und verleihen ihnen
die wohltuende Wärme des Holzes. Aus
Esche oder Kiefer, die hölzernen Lamellen
entrücken dieses Mobiliar in eine neue
Dimension und verleiten uns dazu
innezuhalten, in Gedanken zu schlendern
und in die Träumerei einzutauchen...

aréa®